Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 78 (1968)

Artikel: Werner Schmidli : Werkproben
Autor: Schmidli, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901302

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werner Schmidli: Werkproben

Der Autor gibt uns folgende Daten aus seinem Leben:

1939 in Basel geboren. Schulbesuch. Laborantenlehre
1958 erste literarische Versuche: Lyrik und kleine Prosa
Von Carl Seelig zum Schreiben ermuntert
1960 erste Prosatexte in der «National-Zeitung» Basel veröffentlicht
1961 Weltreise mit längerem Arbeitsaufenthalt in Australien
1962 Rückkehr in die Schweiz
Verschiedene Reiseskizzen und Erzählungen
Für «Was morgen ist» 2. Preis des Schweizer-Feuilleton-Dienstes
1963 Heirat. Wohnsitz aufs Land verlegt, Hausen bei Brugg
«Paternoster», Experiment. Roman, NZ Basel
Aufmunterungsbeitrag des Basler Literaturkredits
1964 «Gespräch um Nichts», Einakter
Uraufführung an der EXPO 64 in Lausanne
(veröffentlicht in «Modernes Schweizer Theater», Clou-Verlag)
Hörspielfassung: Radio Basel
1965 Erzählungen, u. a. «Eine ländliche Geschichte», NZ Basel
1966 «Der Junge und die toten Fische», Erzählungen
(Benziger-Verlag, Zürich, Einsiedeln, Köln)
«Die Geschichte des Matthias», Hörspiel: Radio Basel
1967 In die Stadt Basel zurückgekehrt
«Meinetwegen soll es doch schneien», Roman, Benziger-Verlag
In Arbeit:
«Jemand hat sich verrechnet» (Roman)
«Man lebt so dahin» (Monodrama)

Mit den Skizzen I–VI, die uns mit den Themen und Stilmitteln des Autors bekannt machen, führt er uns zu der Erzählung *Der alte Mann, das Bier, die Uhr*. Sie ist zwischen dem Erzählungsband *Der Junge und die*

toten Fische und dem soeben erschienenen Roman *Meinetwegen soll es doch schneien* (beide Benziger-Verlag, Zürich) entstanden; ein Ausschnitt davon charakterisiert diesen Roman. Ein letzter Beitrag soll uns Einblick geben in den unveröffentlichten Roman *Jemand hat sich verrechnet*, an dem der Autor zur Zeit arbeitet.

Skizzen I-VI

I

Sie gingen auch an die Versammlung und den Vortrag. Es hatte viele Leute, Männer und Frauen. Sie setzten sich auf enge Klappstühle. Es roch nach Schweiß, Seife, Rauch und Parfüm. «Möglichkeiten eines dritten Weltkrieges» war das Thema. Ein starkes Thema, aktuell und erschreckend, abstoßend –, gleichwohl interessant und anziehend.

Die Zuhörer saßen auf den unbequemen Klappstühlen, die Lippen zusammengepreßt und die Augen gerade nach vorne gerichtet. Dort stand ein Mann an einem Tisch und hinter ihm, in bequemen Stühlen, saßen noch drei Männer. Die sahen sehr wichtig aus, ernst und überlegen, gepflegt, auch besorgt: sie waren ihrer Sache sicher.

Der Mann auf dem Podium hatte den Tisch vor sich, darauf viele Papiere; daraus hielt er seinen Vortrag. Wenn er mit der Faust zur Bekräftigung des Gesagten auf den Tisch schlug, tanzte das leere Wasserglas und in der Karaffe zitterte das Wasser. Und das Glas tanzte oft und das Wasser zitterte fast die ganze Zeit.

Der Mann war klein, schon unscheinbar, hatte lebendige, klare Augen, große abstehende Ohren und trug das blonde Haar gescheitelt. Wenn er redete, strafften sich die Hängebacken und die Falten um den Mund wurden tiefer.

Aber er besaß eine gute Stimme, eine richtige Rednerstimme, scharf und schneidend, und alle im Saal wurden von ihm überzeugt. Auch die beiden Freunde.

Sie hörten zu, mit ernsten Gesichtern und ruhigen Augen, sie dachten nach und hatten ein wenig Angst. Das sah man nur ihren Augen an, und das wollten die beiden Freunde nicht wahrhaben. Es ist doch großartig zu hören, wie weit die Menschheit vorangekommen ist, in jeder Hinsicht, und dann die Raketen, die ungeheuren Ausmaße.

Da schwieg der Mann und man spendete ihm für den ersten Teil seines Vortrags lauten Beifall.

Er trank ein Glas Wasser, strich sich den Scheitel glatt, nuschelte in seinen Papieren und sprach eine weitere Viertelstunde. Als der Mann seine Papiere zusammensuchte, blieb der Beifall aus, ruhig war es im Saal, heiß und stickig.

In der rauchigen Luft hingen noch Zahlen, Namen, Daten und Entfernungen.

Fragen durften gestellt werden. Die Antworten kamen klar, beängstigend deutlich. Die beiden Freunde hatten keine Fragen, und so gingen sie.

Sie standen auf der Straße. Es regnete. Trinken wir ein Glas Bier, sagt der eine. Sie tranken ihr Bier und als sie auf die Uhr schauten, war es erst sieben. Draußen regnete es gleichmäßig. Was machen wir nun? fragte der eine.

Gehen wir ins Kino!

Ja, gehen wir ins Kino.

Sie gingen den Hauswänden entlang um die Ecke, überquerten die Straße und standen Schlange vor der Kinokasse. Es regnete stark und viele Leute gingen bei diesem Wetter ins Kino.

Man spielte gerade einen Kriegsfilm – – –

II

Die Kneipe war überfüllt, zum Husten stickig und voll Lärm.

Rauch und Bierdunst setzte sich in die verschlissenen Gardinen, legte sich auf die Tische, kroch in die Kleider und verdunkelte die Lampen.

Dann kam ein Junge, schmal, scheu, mit verschämten, schönen blauen Augen. Er ging bei den Tischen durch, den Kopf gebeugt, unsicher, mit tastenden Schritten. Die Männer lärmten trunken.

Der Junge stand vor der Theke. Seine Hand hielt ein Geldstück. Die Hand war feucht. Das Geldstück auch.

Eine Flasche Korn, sagte der Junge. Er war zwölf, sehr klein und mager. Der Wirt knallte die Flasche auf die Theke, der Junge packte sie schnell und erschrocken.

An den Tischen wurde gelacht, laut und ordinär, wüst waren die Gesichter, die lachten, auch leer und fett, schwammen im Rauch; gröhlende Stimmen wollten den Jungen zurückhalten.

Na, hast du Schnaps für deinen Vater geholt?

Der Kleine schwieg, in seinem Gesicht arbeitete es, schnell und heftig.

Dann sagte er, und spitzte dazu komisch den Mund: Ihr trinkt hier und mein Vater zuhause, was macht das aus...?

Und er ging schnell zur Tür.

III

Die beiden Männer trugen schwarze Arbeitsanzüge, auf der Schulter schwere Säcke. Ein dritter stand auf dem Lastwagen und legte den beiden Männern die mit Kohle gefüllten Säcke auf die Schulter. Er setzte sich auf einen Sack, rauchte, schaute den beiden zu, wie sie mit ihrer Last auf das schneeweiße Haus zugingen, an der Frau vorbei, die dort stand, bei der Tür, und aufpaßte, daß die beiden Männer, die rußigen, nirgends anstießen mit den prallen Säcken oder nichts anfaßten mit den schmutzigen Händen. Der Mann auf dem Lastwagen legte den letzten prallen Sack auf eine Schulter, schmiss die Zigarette weg, rief: Das ist es! sprang auf die Straße und stieg ins Auto.

Die Frau ging ins Haus, in das schneeweiße Haus, nur die Tür blieb offen. Der Lastwagen stand da mit laufendem Motor. Die beiden rußigen Männer kamen aus der Tür: Wie zwei große schwarze Vögel sahen sie aus, verweilten einen Augenblick vor dem weißen Hintergrund. Einer sah sich kurz um, schwatzte auf den anderen ein, lachte, der andere lachte auch, drehte sich um und preßte die rußige Hand auf die Mauer. Dann entfernten sie sich schnell, stiegen in das Auto, fuhren weg.

Aus dem offenen Wagenfenster blickte noch kurz ein geschwärztes, lachendes Gesicht zu der schneeweißen Wand mit dem häßlichen, schwarzen Handabdruck, knapp neben der Tür...

IV

Eine Sirene heulte über das Baugelände. Von überall her kamen Männer, trugen Bierflaschen, dicke Pakete mit Broten und setzten sich an die Sonne.

Vier Männer hockten sich auf eine Betonmauer, ließen die Beine baumeln, packten ihre Brote aus; Bierflaschen knallten, ein Taschenmesser lag mit funkelnder Klinge an der Sonne. Der kalte Luftzug aus dem Neubau machte die Männer frösteln.

Einer zündete sich eine Zigarette an, schaute gelangweilt über das Gelände: Seine Augen tasteten über Eisenträger, Backsteinhaufen, essende Männer, ein glimmendes Feuer, verweilten länger bei einem Sandhaufen, irrten ab, kehrten wieder zurück.

Er hielt die Hand über die Augen, weil die Sonne ihn blendete, und er sah: spitze Türme, Tunnels, sauber eingesteckte Backsteinsplitter, einen Lindenzweig mit trockenen Blättern. Der Mann lachte kurz auf, schüttelte den Kopf, sagte, so mehr zu sich: eine richtige Sandburg! Wo? fragte einer kauend. Dort! – Nicht schlecht! brummte der Kauende, bohrte sein Taschenmesser in einen Holzbalken.

Alle rauchten sie jetzt, sahen zur Sandburg, etwas müde, mit vollen Bäuchen, gelangweilt. Da hob einer einen Stein auf, wog ihn spielerisch in der Hand, zielte zur Sandburg. – Dann warf er.

Etwas Sand rieselte herunter; weiter geschah nichts. Ein anderer warf. Alle verfolgten den Flug des Steines. Geräuschlos brach die rechte Hälfte eines Tunnels zusammen. Der erste brummte etwas, ärgerlich, hob einen neuen Stein auf, und der, der erfolgreich gewesen war, grinste, warf wiederum, sagte: Jetzt der Turm, der linke!

Einer rief: So hört doch damit auf! Was habt ihr-- Er kam aber nicht weiter: die drei anderen brüllten und lachten durcheinander, begeisterten sich, einer schlug sich auf die Schenkel, und die Sandburg fiel unter jedem Wurf mehr und mehr zusammen.

Dann heulte die Sirene wieder über das Gelände. Die Männer gingen an die Arbeit. Die Sandburg war verschüttet, die Türme weggerissen, und der Lindenzweig lag wie eine ausgetrocknete Hand darüber---

V

Der Mann schlief. Der Wasserhahn tropfte in der Küche. Es war Sonntag. Der Mann erwachte, starrte zur Decke; grau, fade und warm war es im Zimmer, und es roch säuerlich. Der Mann wollte aufstehen, legte sich wieder zurück, schloß die Augen, entspannte das Gesicht und lächelte: Es war Sonntag! Er war Arbeiter, Fabrikarbeiter.

Die Sonne warf durch die Laden Streifen auf den Teppich. Der Mann erhob sich, wusch sein Gesicht, die Hände, kleidete sich an und verließ das Haus. Er sah alt aus; alt und bleich stand er im grellen Sonnenlicht.

Auch der Anzug war alt, und alt war der Haß auf die Fabrik, im Gesicht eingefressen.

Der Mann ging durch die Straßen, er wollte zu seinem Neffen, zum Mittagessen. Jetzt war er allein, schweigsam.

Nach dem Essen ging er mit seinem Neffen spazieren. Sie kamen zur Fabrik. Zwischen den Hochkaminen lagen rußige Betonklötze; leise dröhnte es in ihnen. Der Neffe betrachtete alles mit erstaunten Augen: er sah die Fabrik zum erstenmal. Er war sehr jung.

Hier arbeite ich! sagte der Alte, und seine Augen wanderten von den Betonklötzen zum Neffen. Sehr lange arbeite ich hier!

Er nickte, sah die bewundernden Blicke seines Neffen, freute sich und lächelte.

VI

Der Blinde saß vor einem Schaufenster an der Straßenecke. Er spielte die Drehorgel, eine alte Melodie, alt und lustig. Viele Menschen gingen vorbei. Dann kam eine Frau und ein kleines Mädchen, ein paar Schritte vor dem Blinden blieben sie stehen, die Mutter gab dem Mädchen ein Geldstück, deutete auf den Mann, auf den verbeulten Aluminiumteller und ging weiter. Das kleine Mädchen warf die Münze in den Teller, der Mann bewegte wie eine Puppe den Kopf, zeigte seine toten Augen, sagte: Danke, danke...; und das Mädchen lief zur Mutter, griff nach ihrer Hand, fragte: Was hat der Mann?

Er ist blind, sagte sie.

Blind?

Ja, er kann nichts sehen.

Wieso, Mama, wieso kann er nichts sehen?

Das...das weiß ich nicht, sagte sie, suchte nach Worten, einer Erklärung. Das kleine Mädchen trippelte neben der Mutter her, schaute sie fragend an, ungeduldig, sah noch einmal zurück, zum Drehorgelmann, der nichts sehen konnte, nur: Danke! sagte, mit dem Kopf nickte, und als das Mädchen wieder nach vorne schaute, zu den Platanen, sah es einen anderen Mann mit vielen roten, gelben und blauen Luftballonen; der Wind trieb sie hin und her.

Da rief das Mädchen: Schau, Mama, die vielen Ballone!

Und es lachte, zeigte zu den Platanen, wo der Mann stand – – –

Der alte Mann, das Bier, die Uhr
Erzählung

Der Himmel schien durchsichtig, milchigblau, und die Sonne glich einem glühenden Ofenloch, verkrustete den Ackerboden, trocknete die Wiesen aus, brach die Blütenknospen und weichte den faltigen Teerbelag der Straße auf. Eine Nebenstraße; die Hauptstraße führte einen Steinwurf weiter, von Norden nach Süden, an einem Wirtshaus vorbei. Das Wirtshaus stand genau an der Kreuzung, und die Fenster der Wirtsstube sahen die Nebenstraße hinauf, zum aufgeweichten Teerbelag. Der klebrige, glänzende Teerbelag spiegelte im prallen Sonnenlicht. In diesem prallen Sonnenlicht, der Ofenlochhitze, standen zwei Männer, Arbeiter, mit nacktem Oberkörper im aufgeweichten, glänzenden Teerbelag und schwangen langstielige Pickel. Die heißen Pickeleisen bohrten sich in den zähen Teerbelag und rissen Fetzen heraus; die Männer warfen sie mit einer teerverklebten Schaufel auf einen Haufen. Der Haufen wuchs langsam, und die Durchfahrt, gut meterbreit, mitten auf der Straße, wurde schmaler: die beiden Männer, einer von blühenden Wiesen her, der andere von verkrusteter Ackererde, pickelten sich über die Straße aufeinander zu, ließen einen erdigen Graben hinter sich, machten die noch gut meterbreite, teerige Gasse enger, unpassierbar für jeden Verkehr, und den klebrigen Teerhaufen höher. Und die Sonne stieg höher, dem Mittag zu, und die Pickel schlugen tiefer in die Straße, in Erde schon. Und Erde flog nun auf den Teerhaufen, schaufelweise, zerbröckelte in der Sonne, stäubte im Wind.

Mit dem Wind im Rücken kam eine Gestalt auf einem Fahrrad auf die kaum noch meterbreite Gasse zu, ein alter Mann, der mühsam in die Pedale trat: der zähe Teerbelag klebte die Pneus fest, und der alte Mann klebte im Sattel, nur die Jackenzipfel flatterten; immer mühsamer trat er in die Pedale. Die verrosteten Pedale knirschten, und knirschend biß der Alte auf die falschen Zähne, hielt den Kopf gesenkt und etwas schief: Ackerbodenstaub, fein wie Mehl, klebte in dem alten Gesicht, dem schwitzenden.

Die schwitzenden Arbeiter ließen die Pickel im Erdreich stecken, hoben fast gleichzeitig eine Bierflasche an den Mund, den Kopf im Nacken, und Bier rann in die Kehlen, Feldschlößchenbier vom Wirtshaus an der Kreuzung, und Schweiß rann den Arbeitern in den Nacken, den Rücken herab

und wurde von den blauen Überhosen aufgesogen, verdunstete stinkend, mischte sich mit dem Gestank des aufgeweichten Teerbelages.

Auf dem weichen Teerbelag radelte der Alte verbissen, mit erhobenem Kopf, der schmalen Durchfahrt zu; deutlich sah er die stehenden, halbnackten, trinkenden Männer, das Wirtshaus an der Kreuzung und das Schild «Feldschlößchen-Bier», – vor allem sah er das Schild und die trinkenden Männer.

Die beiden Männer links und rechts der schmalen Durchfahrt, fast mitten auf der Straße, im ausgehobenen Graben – es sah so aus, als gäbe es nur einen Mann, Bild und Spiegelbild, dazwischen der angekreidete Teerbelag, kaum meterbreit, noch nicht abgetragen; die beiden Männer mit einer Bierflasche am Mund, die Rechte fest darum geschlossen, die Linke in die Seite gestemmt, die Pickel halb im Erdreich, halb im klebrigen Teer: die heißen Eisen ragten auf die schmale Durchfahrt.

Auf diese mit Pickeleisen bewehrte Durchfahrt radelte der Alte zu, mit offener Jacke, offenem Hemd, in das der Schweiß rann. Und noch rann Bier in die Kehlen, rann Schweiss über Nacken und Rücken.

Der Rücken des Alten krümmte sich, sportlich fast, mit letzter Anstrengung, das Hemd klebte sich fest, die verschmutzte Hose klebte am Sattel, und die klebrigen Pneus drehten sich mit einem Geräusch wie reißender Stoff auf die trinkenden Männer zu. Die Männer setzten endlich die Flaschen ab, faßten die Pickel, hoben sie hoch.

Zwischen den hochgehobenen Pickel ließ der durstige, verärgerte Alte sein Rad in die schmale Gasse einfahren, durchlaufen, ohne in die Pedale zu treten, und er hätte durch schnelles Herunterbücken mühelos eine der halbvollen Bierflaschen aufnehmen können, so im Vorbeifahren, mit etwas Geschicklichkeit –

Geschickt und hart hackten die Pickel in den Teerbelag, in die schmale Durchfahrt, hackten dicht neben den Bierflaschen splitternd ein; nur um Armeslänge entfernt standen sich die Männer gegenüber, einer schlug links und einer rechts auf den Teerbelag los und achteten nicht auf den Alten.

Der Alte sah zuerst das spritzende Wasser, den tiefen Brunnentrog dicht an der Wirtshausmauer. An der Hausmauer, über dem Schild «Feldschlößchen-Bier», zog sich eine breite Schrift: «Restaurant Scharfes Eck»; der Alte ließ das Rad auslaufen, auf den Brunnen zu, nickte und lächelte, schaute kurz zurück zu den Männern.

Die Männer hackten auf den angekreideten Teerbelag, ein schmales

Stück nur noch, handbreit vielleicht, die Bierflaschen waren umgekippt und glänzten in der Sonne, das Bier wärmte sich, schäumte, und der Alte dachte an ein kühles Bier mit kühlem Schaum in einem kühlen Glas in einer kühlen Wirtshausecke...und erinnerte sich fast erschrocken, daß der Arzt es ihm verboten hatte, in die Hitze hinein kühles Bier zu trinken, schwitzend in der Kühle zu sitzen oder herumzustehen.

Stehend, breitbeinig, tranken die Männer schon wieder, den Kopf im Nacken, fast gierig tranken sie; es war dem Alten, als hörte er die glucksenden Trinkgeräusche, auf sicher sah er einen hüpfenden Adamsapfel.

Der Adamsapfel des Alten hüpfte kurz und schnell und schluckte leer.

Leer waren die Bierflaschen; die Männer warfen sie zum Teer- und Erdhaufen, hoben die Pickel hoch über die Köpfe, ins Leere, ließen sie dann niedersausen, hoben sie wieder ins Leere.

Auf den leeren Platz, zwischen Bordstein und Brunnentrog, schob der Alte das Fahrrad zu, stellte es unter das Wirtshausfenster, dicht vor den Brunnentrog. Aus dem Brunnentrog spritzte kaltes klares Wasser in das kalte klare Wasser im Trog, spritzte aber auch auf die Straße und aufs Fahrrad, sogar auf den Fenstersims. Auf dem Sims, im Sonnenlicht, lag eine Armbanduhr mit einem teerfarbigen, leicht gewölbten Lederband, das einen Schattenhalbkreis warf.

Der Alte warf schnelle Blicke zu den Arbeitern, dann zur Uhr, etwas verlegen, außer Atem; seine Blicke eilten zwischen der Uhr und den Arbeitern hin und her, und er überlegte: Einer der Männer holte das Bier, einer wohl nur, der zweite blieb im Graben, arbeitete im blendenden Sonnenlicht, der andere holte Bier, zwei Flaschen, mit teerverklebten Händen, sah den Brunnen an der Wirtshausmauer, hörte das Wasser spritzen; frisch sah es aus, sauber, er sah seine Hände an, teerverklebt –

...teerverklebt nicht nur das Uhrglas, auch das Chromstahlgehäuse; teerverklebt die Hände, und mit diesen Händen das Geld aus der Tasche ziehen, ins Wirtshaus, unter Leute! Die Leute sind empfindlich, gerade in einem Wirtshaus! An die Wirtshausmauer spritzte das Wasser, auf den Rand des Brunnentroges, ab und zu auf den Fenstersims, aber selten; der Arbeiter löste die Uhr vom Handgelenk, Teer blieb am Glas kleben, auf dem Sims legte er die Uhr – Sie ist nicht wasserdicht, dachte der Alte plötzlich, nicht wasserdicht, er nickte, aber trotzdem eine teure Uhr, sicher! und er hob den Arm, ließ ihn sofort zurückfallen: nicht jetzt, auf keinen Fall jetzt die Uhr vom Sims nehmen, das geht nicht, vor einem Wirtshaus anfahren, absteigen, Fahrrad hinstellen, warten, Fahrrad weg-

schieben, aufsteigen, wegfahren, grundlos, sinnloses Manöver unter den Blicken der Arbeiter, gerade jetzt –

Gerade jetzt sahen die Arbeiter zum Alten, grundlos vielleicht, einfach so; weit und breit sonst niemand, nur der Alte.

Der Alte schwitzte und hatte Durst und sah zur Uhr – Er war abgestiegen, weil er Durst hatte, jetzt plötzlich großen Durst, unheimlichen Durst, und da stand er sinnlos unter dem Schild «Feldschlößchen-Bier».

Bier –!

Bier! dachte der Alte, eine ganze Flasche, gab sich einen Ruck, zeigte Haltung und Sinn in seinen weiteren Unternehmungen: er wollte Bier trinken, ein großes Bier, nachher dann –; er warf einen Blick zu den arbeitenden Männern.

Und die Männer sahen zum Alten hin.

Der Alte erschrak, fühlte sich entdeckt, ausgeliefert; vielleicht wollten die Arbeiter in der fast menschenleeren Gegend ihren Spaß haben, Spaß mit der liegengelassenen Uhr, absichtlich liegen gelassen; der Alte flüchtete ins Wirtshaus, ließ mit zuklappender Tür Männer, Hitze und Uhr draußen, setzte sich im kühlen Raum grußlos an einen leeren Tisch, und schwitzte weiter, fror, rückte den Stuhl dicht ans Fenster, vor dem die Uhr im Sonnenlicht lag, er legte den Arm auf die Fensterbank, winkelte ihn ab, damit das Serviermädchen die Uhr draußen auf dem Sims nicht sehen konnte, und bestellte laut, zu laut und zu schnell, bevor das Mädchen ihn fragen konnte, eine Flasche Bier, redete viel zu laut über die Hitze in das müde Gespräch zwischen der Wirtsfrau und zwei alten Männern –

Die zwei Männer draußen hackten auf das Erdreich los, hoben dann den Graben, der quer über die Straße lief, durchgehend, tiefer aus, schaufelten Erde, brachen Steine heraus, wuchtig und schwitzend –

Vor den schwitzenden, aber frierenden Alten stellte das Mädchen ein Bierglas, ließ knallend den Verschluß der Flasche aufspringen, goß das Glas voll, der Alte ließ den Arm auf der Fensterbank ruhen und den Blick nicht von den arbeitenden Männern und hatte Angst, einer könnte draußen vorbeigehen, ein Spaziergänger, und die Uhr sehen, oder einer der Arbeiter, der Besitzer der Uhr, sich daran erinnern, im nächsten Augenblick schon auf das Handgelenk sehen, ob es nicht bald Zeit zur Mittagspause sei, dann erstaunt den Arm heben, den linken –

Mit der Linken hob der Alte das Glas, trank rasch, überstürzt, goß in Eile das Glas wieder voll, setzte es überschäumend an, trank es fast in einem Zug leer – und erschrak: das Bier war kalt, eiskalt.

Eiskalt wurde ihm, Schweißtropfen brannten in seinem Nacken, saugten sich im Hemdkragen, den seine Frau immer sorgfältig stärkte, fest, und da erinnerte sich der Alte plötzlich wieder, was der Arzt gesagt hatte, gestern noch...

...aber sicher wollten die Arbeiter Mittagspause machen, die vertraglich festgelegte Mittagspause, und dazu brauchten sie eine Uhr, die Zeit ablesen, die vertraglich festgelegte...Zahlen! rief der Alte und sah auf seine Uhr, trank das Glas leer, setzte dann die Flasche an den Mund, eiskalt rann ihm das Bier in die Kehle, dann stellte er die Flasche auf den Tisch zurück, legte ein Fünffrankenstück daneben. Das Fünffrankenstück verschwand in der Hand des Serviermädchens, die Hand zählte einen Augenblick später Münzen auf den Tisch.

Der Tisch schien zu schwanken, als der Alte aufstand, Schweiß rann ihm perlend in den Nacken, über die Stirn, trotz der Kühle im Raum, trotz dem kalten Bier.

Aus der Kühle trat er in die Hitze, der Boden wankte und schien sich zu entfernen, unerreichbar, auch wenn er gestürzt wäre; wie näher er seinem Fahrrad kam, um so übler wurde ihm, er mußte sich am wasserverspritzenden Brunnenrohr festhalten, anklammern, und ganz zufällig sah er auf die zwei Männer, die den Graben tiefer aushoben, sich zu entfernen schienen, dann wieder näher kamen; es wurde ihm teerfarbig vor den Augen, Schweißtropfen drangen ihm unter die Lider: die geteerte Straße flimmerte,das Wasser im Brunnentrog flimmerte, und es flimmerte das blecherne Ungetüm eines Lastwagens, das sich donnernd zwischen ihn und die Arbeiter schob.

Da schob der Alte rasch sein Fahrrad von der Mauer weg, griff nach der Uhr, blind fast, und mit der Uhr in der Rechten, das Fahrrad mit der Linken schiebend, schwang er sich in den Sattel und trat in die Pedale, fuhr scharf und schwitzend dem Lastwagen nach.

Der Lastwagen blies ihm Abgase ins Gesicht, das geradeaus starrte, blinzelnd, und er rollte auf seinem Fahrrad den Abgasen nach, mit tränenden Augen und suchte die Straße eher, als bewußt den Bordsteinen entlang zu fahren, rechts, wie es sich gehörte, blindlings fuhr er, mitten auf der Straße, unverantwortlich, im Magen einen Eisklumpen, das eiskalte Bier, im Rücken Schweiß, Zucken und die arbeitenden Männer, die sich schwankend zu entfernen schienen und wieder näher kamen; vor ihm noch immer bläuliche Abgase die gegen sein Gesicht und die Brust schlugen.

In der Brust begann plötzlich das Stechen, in der Herzgegend, dann im Magen: Schmerzen, vor denen ihn der Arzt gewarnt hatte.

Warnend pfiiffen vor ihm die Räder des Lastwagens, leuchteten die roten Bremslichter, zischte der aufgeweichte Teer, trat der Alte unvermindert kräftig in die Pedale, leuchteten die roten Bremslichter näher, leuchtete aber noch stärker das Zifferblatt und das Chromstahlgehäuse der Uhr, die der Alte dicht vors Gesicht hielt, vor die tränenden Augen, in einer plötzlichen Freude und in Sicherheit seinen Fund betrachtete, und auf der abschüssigen Straße in voller Fahrt, mit dem Stechen in Brust und Magen und der Freude im staubverschmierten Gesicht, auf die roten Lichter fuhr.

Eine Markenuhr – eine gute – Markenuhr –!

Er stürzte auf einen ausgehärteten Erdhaufen, rollte über Kies und Steinbrocken und blieb schließlich im klebrigen Teer liegen, blutend, mit brennendem Gesicht, Stechen in der Herzgegend und einem Eisklotz im Magen, und die Uhr –

Die Uhr lag im Erdreich, der Chromstahl glänzte, trotz den Teerflecken, und die Uhrzeiger, beide, auf zwölf gerichtet:

Mittagszeit –

Aus: Meinetwegen soll es doch schneien
(Romanausschnitt)

Sie hat ein Messer in der Hand, die Mutter, ein spitzes, nicht mehr neues, aber noch ist auf der Klinge lesbar: «Elinox-Rostfrei», schwerlich zwar; die Mutter liest nicht: für den anständigen Lohn von 3.50 die Stunde liest man nicht, was auf dem Messer steht, man arbeitet.

Sie kniet auf dem eingewichsten Parkett, das spitze Messer in der Hand; manchmal hält sie es wie eine Waffe, senkt es aber rasch und kratzt schwarzen Dreck aus der Ecke. Und ihr anspruchloses Kleid, das dünn ist, nicht alt, billig dafür, rutscht etwas hoch, zusammen mit der grauen Ärmelschürze, und gibt Oberschenkel frei, zweiundvierzigjährige, etwas fett, schon unförmig. Da dreht sie sich zur Wand, streift dabei Topfpflanzen, und es ist unnötig, daß sich Frau Huber zum Fenster dreht, den Vorhang hebt und so tut, als sehe sie auf die Straße.

Es wird Regen geben.

Hoffentlich geht der Gottfried ins Haus, sagt die Frau am Boden in die Ecke, aber er wird wieder . .

Oder Schnee, sagt die Frau am Fenster, oder Schnee!

Er wird nur dasitzen, in der Kälte, im Novemberwind, ich weiß das! Er sitzt immer nur da, auf der Straße, und spielt nicht wie die andern, sie wollen den Jungen nicht unter sich haben, weil er so anders ist, so.. ich weiß nicht, wie ich's sagen soll.. still ist er, redet einfach nicht, schaut nur zu, ich weiß das. Sie sagen, er sei verstockt, Gottfried ist nicht verstockt....Er hat doch die Schlüssel, könnte ins Haus.. für was --

Sie schweigt plötzlich, die Frau Dörflinger, und sticht das Küchenmesser in die Zimmerecke, redet nicht mehr, scheint vom vielen Reden erschöpft: Frau Dörflinger redet sonst nicht viel, sie schweigt und nickt, sagt beim Kommen: Guten Tag! später: Für eine Tasse Tee reichts mir jetzt nicht mehr, und dann: Auf Wiedersehen! Sie sagt: Jaja -- und arbeitet, beugt sich in die Ecke, über krustige Wichseresten, das verfleckte Parkett; sie beugt sich ihrem Mann, unsichtbare Schläge sind seine Worte, gezielt, und wie die treffen, und sie besteht nur noch aus Händen, Füßen und Rücken, kopflos, und arbeitet, stürzt sich richtig in die Arbeit unter den vielen Worten ihres Mannes; das treibt sie dann noch mehr an, treibt sie so lange an, bis sie keine Schläge mehr spürt, schon gar keine Stimme mehr hört, nur noch Geschirr sieht sie, Fußböden, Teppiche und Bügeleisen und das wirbelnde Rad der alten Nähmaschine.

Sie sieht erst wieder auf, wenn die Wohnungstür zufällt.

Die Dörflinger beugt sich auch der Frau Huber, die mit Kopfschütteln und schmalen Augen, verwundert, dem Gerede gefolgt ist, sie ist erstaunt: die Dörflinger redet sonst nicht viel, die arbeitet, die sieht nur Fußböden und Fensterglas; die weiß, was sich für den anständigen Stundenlohn von dreifünfzig gehört!

Die Dörflinger hustet; das kommt sicher vom vielen Reden: das ist sie nicht gewohnt; sie hat wohl vergessen zu atmen zwischen den vielen Worten. Oder ist es wegen der Kälte im Zimmer?

Das Husten erinnert Frau Huber daran, daß sie von der Kälte geredet hat, vom Schnee.

Oder ist es etwas anderes, das sie ärgert, vielleicht das unbekannte kurzatmige Gerede, denn sie sagt ins Messerkratzen und Husten: Meinetwegen soll es doch schneien, tagelang, uns alle einschneien, schlimmer kann es dann auch nicht sein! sagt es mit einer Stimme, die das Fenster in Stücke geschnitten hätte, wäre ihr Mund nahe am Glas gewesen.

Da zuckt das Messer einen Augenblick hoch, wie eine Waffe, scheint es, schwebt, zittert, Kälte streicht durchs Zimmer--, gezielt trifft das Messer

dann die Ecke, knirscht, kratzt, schabt und bohrt, Stille dann; die Dörflinger hebt das Messer gegen das Fenster.

Das Holz verfault ja, sagt sie.

Frau Huber hebt die Schultern.

Mein Mann sagt immer: Das kommt von der Feuchtigkeit, Nordseite, sagte er, darum, und die Feuchtigkeit bringt auch den Schmutz mit.

Wieder kratzt das Messer.

Habe ich ihnen einmal erzählt, wie ich meinen Mann kennengelernt habe? Natürlich habe ich es ihnen nie erzählt!

Die Dörflinger sieht kurz auf.

Wirklich nicht?

Jetzt richtet sich die Dörflinger etwas auf. Ihr Mund will wohl neue Worte formen, spitze Worte, so verletzend wie ihr Mann es kann. Sie kann es nicht: da fehlt ihr schon der Blick dazu. Ihre Augen werden flehend, dann vorwurfsvoll: sie hat die Geschichte mindestens zehnmal gehört und weiß: Der Vorwurf wird nichts nützen, auch Worte nicht. Sie sieht nur noch Fußbodenleisten, die gesäubert werden müssen, Tapete und Schmutz, Feuchtigkeit; der Vorwurf steckt im Hals, aufgesplittert, tausend gesplitterte Messerklingen––

Die Klinge bricht klirrend, als sie das Messer in die feuchte, verschmutzte Ecke bohrt.

Aber es geht unter im Lärm der Straße: da werfen Männer Brennholz von einem Lastwagen.

Buchenscheite, wunderbare Buchenscheite! sagt Frau Huber entzückt. Hohles Poltern von der Straße. Eine Frau füllt bereitstehende Körbe; sie steht den Männern nur im Weg herum.

Ich beneide die Leute um ihre Geschäftigkeit, sagt Frau Huber gegen das Fenster, tonlos zwar, aber ihre Stimme vibriert; vielleicht ist ihr Mund nahe am Fenster; sie stößt fast durchs Glas, so scheint sie die Straße zu interessieren.

Ich kann das nicht, sagte sie. Es klingt verzweifelt. Die haben es alle leichter, alle die!

Der Straßenlärm ist zu laut. Frau Huber schreit, und als es plötzlich still ist, schreit sie noch immer, unabsichtlich:.. mein Mann war so einer, wissen sie, er kam aus gutem Haus, aber das hat nichts zu sagen..in dieser Hinsicht nicht.. ich kannte nur Leute aus gutem Haus..! Sie redet ins Messerkratzen und -Schaben, redet lauter, wenn die Dörflinger hustet und der Straßenlärm noch dazu kommt; eigentlich zu niemandem

redet sie, einfach in den Raum hinein, in die geschäftige Leere redet sie, schreit sie––

Ja, er kam aus gutem Haus, und sie natürlich auch, das wußte man, bis zum Erbrechen wußte man das, bis zum tot Hinfallen: sie kam aus gutem Haus, die Frau Huber, ledige Stüssi, die Eltern waren vermögend, besserer Mittelstand mit Kleinauto und Waschmaschine, einem elektrischen Toaster und etwas Übergewicht und einer Bereitschaft im Zuhören, daß es nicht darauf ankam, ob sie redete, oder ob es vom Fernsehapparat her redete. War das eine herrliche Bequemlichkeit, wo einem zugehört wurde, eine Bequemlichkeit, die sich zwischen Kaffeetassen und Kuchenstücken ausbreitete, über alle Zimmer, und sich an ihrem Mund neu belebte, der sich an Apfelkuchen oder Sardellenbrötchen belebte, oder erst am Fernsehschirm.

Beruhigt konnte man alle Annehmlichkeiten und Anschaffungen überblicken, und die standen auf festem Grund: Bankkonto, ganz anständig, Alters- und Hinterlassenenversicherung, Diebstahlversicherung, Kranken- und Unfallversicherung, Arbeitslosenversicherung––

Früh starb mein Vater weg, viel zu früh! Das sagten alle, Frau Dörflinger, alle Leute. Sie können sie fragen! Viel zu früh, trotz einer ruhigen Arbeit. Und wie er wegstarb! Auf der Toilette starb er, eine halbe Stunde lag er da, nein, halb kniend, halb liegend, an die Tür gelehnt, so lag.. nein, an die Holztür gelehnt kniete er im Gestank, den kahlen Schädel am lackierten Holz, nicht einmal die Hosen hatte er sich heraufziehen können. Als der Hausmeister die Tür aufbrach, fiel der Vater kopfvoran auf den Korridor. Der Hausmeister fiel fast selber hin. Die Mutter sollte das alles nicht wissen.

Man zog ihm die Hosen hoch, stopfte das Hemd hinein. Wie das aussah, als man ihn auszog. Und dann die Gemeinheit, Frau Dörflinger, diese Gemeinheit! Der Hausmeister redete darüber, und dann die Leute.. die Leute drehten sich nicht einmal zur Seite, wenn sie redeten, lachten, grinsten. Die gönnten unserer Familie das Geld nicht, hatten es uns nie gegönnt; jetzt hatten sie etwas zum Lachen!

Meine Mutter hatte einen Anfall; im Spital fanden sie heraus, daß sie Krebs hatte. Und der Hausmeister fand plötzlich, er sei ein sehr sozial denkender Mensch; es sei übertrieben, daß eine alleinstehende Person –– Person, sagte er –– in einer Vierzimmerwohnung, mit allem Komfort..

Jetzt sieht die Dörflinger auf, sie sagt:

Sie müssen endlich einmal den Hausmeister kommen lassen, wegen der Ecke da, das Parkett wird ihnen noch wegfaulen! Sie sagt es viel zu laut,

es ist still im Zimmer, draußen auf der Straße stehen die Männer nur herum, rauchend. Und dann der Ton in ihrer Stimme! Der paßt gar nicht zum Gesagten, der ist so, als drohe sie mit Fußtritten.

Frau Huber will das nicht merken, sie sagt:

Mein Mann konnte mir auch nicht zuhören. Sie wird bitter: Heutzutags kann einem überhaupt niemand mehr zuhören!

Die Dörflinger schabt in der Ecke und weiß nicht mehr, ist es die Frau Huber, die da zu reden anfängt, zum zehntenmal die Geschichte ihres Lebens erzählt, oder kennt sie sie nur auswendig, vom vielen Hören, spinnt den Faden so weiter, und weiss nicht mehr redets von außen, oder redets in ihr, wirr ist alles. Da spürt man nicht einmal mehr die Schwäche in den Armen, die Hitze in der Brust, der Kopf wird einem leicht, alles dreht sich da, schwindlig wird ihr, muß es ja, wenn soviele Stimmen aufs Mal reden, eindringlich, flehend, bittend, -- da gibts nur eins: bücken, tief, noch tiefer, auch das letzte Restchen Dreck von den Bodenleisten kratzen, die Feuchtigkeit wegwischen, einwichsen, arbeiten, bis es keine Stimme, kein Gelächter mehr gibt, nur: Fußboden, Leisten, Tapete, Wichse, und fest steht nur eins: sie verdient dreifünfzig die Stunde und hört keine Stimmen--

Zwei Lebensversicherungen hat man ausbezahlt. Ich habe alles auf die Bank getragen, aber mein Gott, ich kann ihnen sagen, lange blieb das nicht liegen. Kranksein hat schon immer Geld gekostet, nicht erst heute, nur haben früher die Ärzte nicht fünfzig Franken verlangt, um einem kurz in den Hals zu schauen.. das kennen sie ja auch.. man geht eben nur zu guten Ärzten, privat, versteht sich, die andern sind doch alle überlastet, auch in den Spitälern. Sie hätten miterleben müssen, wie man meine Mutter behandelte, auf alles mögliche behandelte man sie, bis sie merkten, daß sie Krebs hat, und dann war es schon zu spät und ich war gezwungen sie in der dritten Klasse unterzubringen, aus finanziellen Gründen, Riesensummen verschlingt das, Krankenkassen hin oder her, die Kosten stiegen und die Kontos fielen und die Skalpelle schnitten an meiner Mutter herum.. wissen sie, ich glaube bald, der Krebs wuchs schneller, als die schneiden konnten.. es war ja auch schon viel zu spät. Können sie sich vorstellen, wie das für mich war?

Die Dörflinger sieht die Frau Huber an, kalt, bitter, aber hört nicht zu: sie kennt die Geschichte zur Genüge, läßt sie einfach reden, und wenn sie wegsähe -- zu spät schon, nun redets, das Mundwerk, die Augen haben keinen Blick mehr, die nehmen nichts mehr auf, glotzen nur, etwas wässe-

rig, Glasaugen, die man umdrehen kann, die Pupillen nach innen gerichtet --

Alleine in der großen Wohnung und kein Mensch um mich, wie sie einer sind, der zuhören kann, und vor der Tür des Hauswarts die Familien, die meine Wohnung ansehen wollten!

Aber trotz allem: Sie genoß die Bequemlichkeiten einer komfortablen Wohnung, und genoß vor Langeweile die Mahlzeiten doppelt, dann dreifach, bis zuerst das eine, dann das andere Kleid zu eng wurde. Aber sie machte kein trauriges Gesicht, war nicht verzweifelt, grämte sich nicht: sie ging zur Schneiderin, und ließ die Kleider wieder aus. Oder nähte neue. Dann war es wieder bequem, erträglich, man konnte sich sehen lassen, aber langweilig, und gegen die Langeweile mußte man etwas tun, ins Kino vielleicht, öfter sogar, was ja Spaß machte, ablenkte, aber mit vollem Magen schlief sie sogar bei Kriegsfilmen ein. Dann suchte sie eine Bürostelle, einfache Arbeit, aber ihre Eltern hatten sie, da man vermögend war, eher aufs Heiraten vorbereitet, nicht für eine Bürostelle, wo man sie übrigens langweilig fand, und langweilig war es auch, darauf zu warten, bis sie mit einer Arbeit fertig wurde. Als Verkäuferin versuchte sie es schon gar nicht mehr, obwohl sie aus dieser Branche kam; spaßeshalber hatte sie ein paar Jahre als Aushilfe in einem Kleidergeschäft verkauft, aber jetzt zog man junge Kräfte vor, schlank, gutes Aussehen, und sie pflegte sich nur oberflächlich. Sie versuchte es an einem Kiosk, aber da mußte man sich abhetzen; schließlich, als die Bankkontos beängstigend sanken, dachte sie daran, daß sie noch immer die Möglichkeit hatte, zwei Zimmer auszumieten, fand es aber schrecklich unangenehm, lästig, behielt es sich für wirklich schlechte Zeiten vor, freute sich, daß sie diese Möglichkeit offen lassen konnte: das beruhigte sie. Spaßeshalber begann sie mit Heimarbeit, einfache Näharbeiten, noch recht einträglich, aber es ermüdete sie, wie klassische Musik sie ebenfalls ermüdete, und bevor sie erschrecken konnte darüber, wie einsam sie im Grunde war, schlief sie ein.

Wenn sie wieder erwachte, fühlte sie sich ausgeruht, mit der Müdigkeit waren die Fragen und Vorwürfe gewichen, sie fühlte sich hungrig; das waren Regungen, die man mit einfachen Mitteln befriedigen und darüber alles andere vergessen konnte, im «Helm» aß man gut, auch im «Gambrinus», und man war für sich, und es gab eine Menge Zeitungen, das überforderte sie nicht, dann mußte man die Mutter besuchen, täglich, und frische Blumen besorgen, Obst, sich auf ein Gespräch vorbereiten und fürs Nachtessen einkaufen.

Alle Hände voll hatte man zu tun, aber man konnte ja nicht den ganzen Tag im Krankenhaus sitzen und mit der Mutter reden: man sah, daß sie nicht mehr zuhören konnte, geschweige reden, wenigstens zuhören––

Als sie dann starb, die Mutter, suchte die Tochter in Schränken und Kommoden die Photos zusammen, ließ sie rahmen und stellte sie hier- und dorthin, zu den gerahmten Photos ihres verstorbenen Vaters, trug schwarz, und fand es mache sie schlank, das fand auch die Schneiderin. Aber zu ihrem vierunddreißigsten Geburtstag trug sie ein geblumtes Kleid, elegant, nicht auffällig und feierte alleine, das heißt:

Sie feierte ihn mit einer Menge Schüsseln und Tellern, mit kalten und warmen Speisen, Wein dazu, in einem vorzüglichen Speiserestaurant im Großbasel, im «Helm», wo es still und vornehm war, diskret vor allem, sauber, aufmerksame Kellner und weiße Tischtücher und weiße Stoffservietten. Und wo sie sich –– wie sie dachte –– sicher fühlen konnte, ungestört.

Aber sie wurde gesehen, was sie nicht störte, oder sie tat nur so: eine etwas fettleibige Vierunddreißigjährige, ledig, und etwas vermögend.

Sie sah auf ihrem Stuhl, der so furchtbar zerbrechlich wirkte und die Leute zum Kichern reizte, wie eine Riesenglocke aus, über die man ein geblumtes Stück Tuch gezogen hatte. Und sie schmatzte, der Kellner schob neue Teller, Platten und Schüsseln auf den Tisch, lief mit leerem Gesicht um diese Körperfülle, zeigte sich beherrscht und aufmerksam, wie es sich gehört, und hielt den Atem an.

Man konnte ihr gar nicht genügend aufstellen: am liebsten hätte sie alles aufs Mal verschlungen, so herrlich, so köstlich war alles. Sie war in die Speisen vertieft, schlug mit dem fetten Doppelkinn fast auf die Tischplatte, in die übervollen Teller; wie das roch! Vor Lust und Freude und Begeisterung vergaß sie ihre Umgebung, die sich kichernd, auch angewidert, bemerkbar machte.

Sie vergaß gerahmte Photos und die zusammengefallenen Kontos––, sie vergaß die Langeweile, Vorwürfe und Fragen, beschäftigte sich mit Gabel und Messer, als befände sie sich auf einer Riesenbaustelle, säbelte, schnitt, löffelte, schmatzte und schlürfte.

Dann hielt sie wieder einmal den Atem an, als müßte sie nächstens mit einem verzückten Schrei ihre Zufriedenheit, ihr Wohlergehen in dieser Welt bekunden. Der ungepflegte Haarberg auf ihrem glänzenden Kopf zitterte, wenn sie wieder kaute; –– genußvoll kaute sie, mit Hingabe.

Nach dem vierten Glas Wein ging wunderliche Röte über ihr Gesicht.

Wissen sie, Frau Dörflinger, wie gemein die Leute werden, wenn sie sich nichts leisten können. . ?

Sie sehen sich wieder an, Frau Huber versucht ein Lächeln, schiebt die fetten Wangen fast bis zu den Ohren zurück, die Augen sind winzige, schwarze Knöpfe, und die sehen nicht, daß die Dörflinger nicht hübsch sauber macht, wie gewöhnlich, heute nicht, nur wartet, kniend –– auf was wohl –– und schon etwas zusammengeschmolzen ist, wie Wachs: es geht ihr auch schlechter, der Husten kommt in Schlägen und drückt sie zusammen.

Das Fenster hat es der Frau Huber angetan: das kommt ihr wohl wie ein Fenster in ihre glückliche Vergangenheit vor, wenigstens bis dorthin, wo alles heil und sicher war, bequem und zufrieden. Wissen sie, wenn sie weggehen, sitze ich immer alleine in der großen Wohnung, dann wird der Tee kalt . . . und wer soll all die Brötchen essen?

Eine Verschnaufpause dürfen sie sich einmal gönnen. . man hat ja auch dieses und jenes einander zu sagen. . oder?

Man muß doch jemand haben, der einem zuhört, sagt sie, sagt es mehrmals, flehend, fast verzweifelt, wendet sich um, schwungvoll, als wolle sie jemand schlagen, und erstarrt. Ihre Stimme stirbt, der Mund klappt zu und die Arme klatschen auf den fetten Körper: die Dörflinger kniet nicht mehr am Boden, macht auch nicht hübsch sauber, steht dicht vor der erschrockenen Frau Huber, das Messer in der Faust, schweigend, atemlos; das Messer scheint aus der ungepflegten Hand zu wachsen, drohend.

Und die Dörflinger lächelt, dann lacht sie, grausam hört sich das an, verschwunden ist Lustlosigkeit, Husten und Müdigkeit, die Augen sprühen. Wie Haß sieht es aus, oder Wut.

Holzscheite knallen auf der Straße.

Was fehlt denn ihnen? sagt die Dörflinger, lacht noch immer, das Messer in der Faust. Beide lachen sie jetzt, lachen sich über den rostfreien, gebrochenen Stahl an und tun so, als sei das alles nur Zufall, oder ein Spiel. Sie schweigen, umkreisen sich nicht, sie stehen voreinander, beide etwas grau im Gesicht.

Da schiebt die Dörflinger das Lachen aus dem Gesicht, schnell geht das, sie hebt den flachen Unterkiefer etwas hoch, atmet kurz und tief durch, schüttelt sich ein wenig, als wolle sie die Anstrengung vom langen Husten und Bücken abwerfen; dann steht sie reglos, etwas gebückt vor der Frau Huber, die schmatzend Feuchtigkeit in den Mund bringen will,

der fett und schlecht geschminkt ist. Reglos verharrt die Dörflinger in den abgelaufenen Filzschuhen und der zu langen, grauen Schürze, die Haare hängen ihr ins Gesicht, das so rund und so flach und so ausdruckslos ist wie ein Teller, aber es ist nicht einmal unschön, es muß nicht unschön sein, müde ist es nur, kränklich, geduldig.

So wartet sie vor dem fetten Gesicht der Frau Huber, ein breiiges Gesicht, in das die Langeweile, das: Man muß jemand haben, der einem zuhört.! ein nervöses Zucken, Bitterkeit und Verzweiflung geritzt hat. Angst hält ihr den Mund trocken.

Aber das Messer in der Faust der Dörflinger soll nichts bedeuten, sie wartet doch nur, ist fertig mit dem Parkett, wartet sicher nur auf neue Anweisungen, das Messer bedeutet gar nichts -- oder doch? Ihr Mund ist nicht brutal, ein gewöhnlicher Mund, schmal und schief, was sie älter macht, und die Funken in den Augen -- das ist nicht Haß, das kommt vom angestauten Husten, kommt vom Schmerz in der Brust: jetzt hustet sie wieder los, und das nimmt ihr die für diesen Augenblick aufgespeicherte Kraft. Die Faust mit dem Messer fällt herab. Dann hätten wir ja das Gröbste! sagt Frau Huber erleichtert ins Husten, Und es ist noch nicht einmal fünf Uhr! Spröde ist ihre Stimme, trocken, ein holpriges Lächeln setzt sie auf.

Ich kümmere mich jetzt um den Tee . . und ich erzähle ihnen dann nov meinem Mann--

Jemand wird beerdigt

(aus dem unveröffentlichten Roman *Jemand hat sich verrechnet*)

Komm, sagt der Vater, es wird Zeit! Und er schiebt den linken Fuß vor, schiebt den rechten Fuß vor, die Beine gespreizt, und klemmt den Jungen, der auf der obersten Treppenstufe vor der Haustür sitzt, zwischen den Beinen ein, als wolle er ihn erdrücken.

Bei dieser Kälte hier draußen sitzen! sagt der Vater, sieht auf seinen Sohn zwischen seinen Beinen, muß den Bauch etwas einziehen, sieht zwischen schwarzen Hosenbeinen den hellbraunen Haarschopf, aber legt die Hand nicht darauf, wie er es früher oft getan hat. Dann gehen sie ins Haus, und als sie wieder hinaustreten, in Schwarz beide, bleich, und sich die Mäntel zuknöpfen, sagt der Vater: Daß du an einem solchen Tag zum erstenmal lange Hosen tragen darfst . . . !

Weiß steht allen der Atem vor den Gesichtern, als sie sich vor dem Hinterausgang der Kapelle zur losen Zweierkolonne ordnen. Wind ist aufgekommen, Bise, greift in die zu Kugeln geschnittenen Lorbeerbäume, greift durch den Mantelstoff.

Ein Junge im Ministrantengewand, läßt sich vom Priester einen silbrigen Weihwasserkessel in die Hände drücken.

Dann surrt der Elektromotor des niedrigen, flachen, mit Gummirädern versehenen Wagens, Blumen und Kränze zittern neben und über dem Sarg, links und rechts ein Friedhofarbeiter, das Gesicht verschlossen, nicht gefühllos, verschlossen, um Unabänderliches draußen zu lassen, um es später nicht mitnehmen zu müssen, zum Nachmittagskaffee, zum Abendessen; sie gehen an der Seite des Wagens, einer lenkt, sie sehen das, was ihnen in diesen Augenblicken Halt gibt: Schneehaufen, Ulmen, Buchen, darüber der Himmel, dunkles Gewölk, schwarz, gestaffelte Wolken, wie geschichtete Kohlenstücke; unbeirrt führen sie den Wagen, geschickt, nur der Motor summt, Schritte hinter ihnen; sie sehen sich nicht um: sie wissen, wie schnelle sie den Wagen zu führen haben, gleichmäßig, fast gemütlich Feld 8 zu, Nummer 1024, mit dem Holzkreuz am Boden: 1918–1960, Lina Dörflinger; die offene Grube, frisch aufgeworfene Erde, Schneeflecken; der Priester betet, der Junge betet, die Leute dahinter schweigend, bestimmt Tränen, auch bei denen, die dieser Tod nicht direkt angeht. Tod bringt immer Tränen, Machtlosigkeit, auch der Tod eines entfernten Bekannten. Die beiden Männer müssen sich nicht umsehen, sie kennen das; es wiederholt sich, täglich.

Sie stehen vor der frisch ausgehobenen Grube; der Elektromotor stirbt, Stille eine Weile, ein paar Leute gehen vorbei, Blumentöpfe im angewinkelten Arm. Lorbeerkränze, Kirschlorbeer, Tannenzweigkränze, Rot- und Weißtanne, Astern, Kunstblumen. Die Rosen sind schon etwas schwarz; sie halten nicht. In einem Kranz steckt ein Kartonschild: L. Dörflinger, 15 Uhr 45, Feld 8, 1024. Dicht vor der Grube steht der Priester, der Ministrant, dahinter der Ehemann und Vater, der Sohn.

Wind in den Föhren und Lindenbäumen; Laub fällt, Wind in den Kleidern, Nässe, Kälte, Wind nimmt die Worte des Priesters: Aus Staub . . Er segnet die leere Grube, dann senkt sich der Sarg. Zu Staub . . . Er segnet die Frau und Mutter in der Grube, verspritzt Weihwasser, wirft mit einer kleinen Schaufel frisch ausgehobene Erde in die Grube, reicht die Schaufel hinter sich.

Der Vater hat sich dicht neben seinen Sohn gestellt; er hält die breiten Hände vor den Bauch. Die Knöchel sind weiß. Die Hände zittern nicht. In seinem Gesicht steht beherrschte Trauer und Röte. Er zwingt den Sohn aufzusehen, ihm in die Augen zu sehen, versucht dem Sohn Trauer abzuverlangen, aufrichtige, unbeherrschte Trauer, Verzweiflung; er versucht es mit Strenge, schweigend, mit harten Blicken, mit väterlichen, mit: Du weißt, was sich gehört! Und: Das ist deine Mutter, die da unten liegt.

Er versucht es mit dem Blick: Man hat nur eine Mutter! Dein ganzes Leben wirst du dich an diesen Tag erinnern--

Oder hat der Vater geredet, geflüstert, laut geredet? Hat er machtlos in das verschlossene Gesicht geredet, in dem keine Trauer steht, nur Kälte? Die Leute drehen sich zu ihm. Aber die Leute wollen ihm nur die Hand drücken, auch der alte Haller, der da ist, verspätet, und die Handschuhe auszieht.

Jetzt erwidert der Sohn den Blick seines Vaters, ohne Trotz, offen ist das Gesicht.

Für den Jungen sind die Erinnerungen an seine Mutter die Geschichten, die sie ihm erzählt hat.

Vor dem Friedhofsportal redet man eine Weile, schlägt die Füße zusammen, redet gedämpft, man ist voller Verständnis, einander verbunden. Herr Haller zittert im Biswind, aber wartet, daß die Leute gehen; aber man redet und wartet auf eine Einladung zum Kaffee, auf ein kleines Essen vielleicht, mit Wein. Aber es gibt kein Essen. Die Unterhaltung kommt ins Stocken, der Biswind wird stärker, die Füße und Hände werden steif, und die nahen Berge ertrinken in der Dämmerung.

Herr Dörflinger, der Vater, dankt fürs Kommen.

Zurück bleibt noch der alte Haller. Er wagt ein Lächeln, verlegen, mit schiefem Kopf. Dann sagt er: Ich kann verstehen, daß sie jetzt mit dem Kauf warten wollen --

Es bleibt alles beim alten, sagt Herr Dörflinger.